

# Ich war ein Werkzeug des Satans

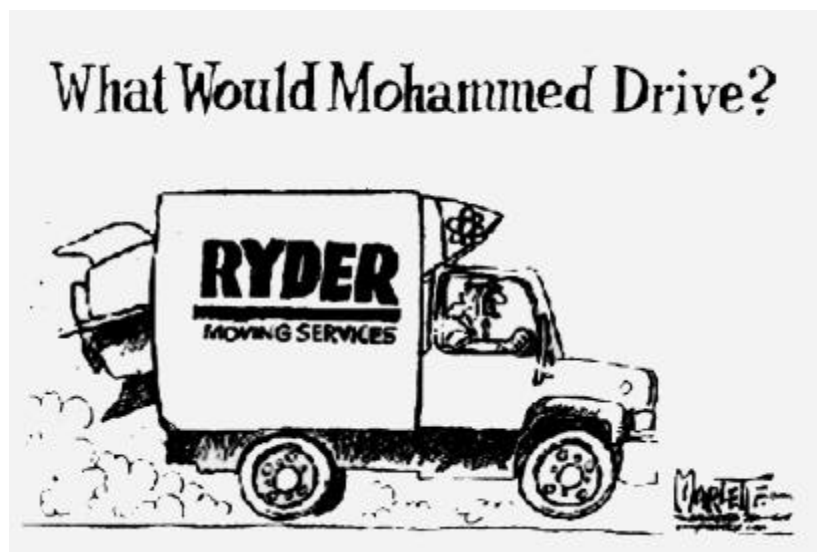
Von Doug Marlette

Vor mittlerweile anderthalb Jahren zeichnete ich eine Karikatur. Darauf war ein Mann in Nahost-Kleidung zu sehen in einem Lieferwagen, der eine Atomrakete transportierte. Die Bildunterschrift lautete: „Was würde Mohammed fahren?“ Abgesehen von der Anspielung auf das Fahrzeug, das der Sprengstoffattentäter Timothy McVeigh in Oklahoma City benützte, war die Zeichnung eine Variation der „Was würde Jesus fahren?“-Kampagne evangelikaler Christen, mit der die Rechtfertigung benzinfressender Offroad-Wagen angegriffen wurde. Das Hauptziel meiner Karikatur war erkennbar die glaubensgestützte Politik einer ganz anderen Konfession. Aber wie vorherzusehen war, wurden jetzt die Dreckschleudern angeworfen.

Soll man es schon eine „Fatwa“ nennen? Meine Zeitung, der *Tallahassee Democrat*, bekam mehr als 20.000 E-Mails, und alle verlangten eine Entschuldigung dafür, dass ich die friedliebende Religion des Propheten Mohammed falsch dargestellt hätte – oder es würde etwas passieren. Manche schilderten auch ganz genau, was dieses „etwas“ sein könnte: Tod und Verstümmelung. Spam-Mail in meinen Internet-Briefkasten. „Ich schneide Ihnen die Finger ab und steck sie Ihrer Mutter in den Arsch.“ „Was Sie getan haben, Sie Hund, wird Sie das Leben kosten. Bald werden Sie bei den Hunden sein ... hahaha, in der Hölle.“ „Warten Sie's ab ... wir werden Sie in der Hölle sehen mit allen Juden.“ Der Angriff wurde koordiniert von einer Organisation, die sich „Rat für amerikanisch-islamische Beziehungen“ nannte. Dieser „Rat“ bezeichnet sich selbst als „Fürsprechergruppe“. Ich hatte Gelegenheit zu entdecken, dass sich unter den Anhängern des Islam, dessen Fürsprecher dieser Rat war, auch Männer befanden, die für den Bomben-Anschlag auf das World Trade Center 1993 verurteilt worden waren.

Die Auseinandersetzung wurde allmählich zum Thema für Zeitungen, das Radio und die CNN. Auf der ersten Seite der von den Saudis herausgegebenen Arab News wurde ich vom Generalsekretär der Muslim World League persönlich verurteilt.

Meine Antwort auf diese Kritik – unter der Überschrift „Mit allem nötigen Respekt: Eine Entschuldigung ist unangebracht“ – wurde im *Democrat* veröffentlicht und vielfach nachgedruckt. Ich hätte die Antwort im Schlaf schreiben können: In den 37 Jahren meiner Karriere habe ich immer wieder Karikaturen gezeichnet, die religiöse Fundamentalisten und Strenggläubige aller möglichen Schattierungen beleidigten (was ich übrigens gern unter „Besondere Leistungen“ in meinem Lebenslauf vermerke). Ich habe Christen gegen mich aufgebracht durch Vorwürfe an TV-Prediger, Katholiken durch Spitzen gegen den Papst und Juden durch Kritik an Israel. Alle, die gegen die Gedankenfreiheit Sturm laufen, sehen sich verblüffend ähnlich. Niemand ist weniger tolerant als einer, der lauthals Toleranz verlangt. Trotz aller Unterschiede in Kultur und Religion scheint jeder von ihnen dem Glauben anzuhängen, dass es nur eine Sicht der Dinge gibt: seine eigene. Was ich in all den Jahren daraus gelernt habe: Wir sind allzumal menschlich. In meiner Antwort hielt ich den Le-



sern vor, dass „Was würde Mohammed fahren?“ kein Angriff auf den Islam war, sondern auf die Entstellung des Islam durch fanatische Mörder – durch jene Anhänger des Propheten, die Flugzeuge in unsere Gebäude lenkten, aber auch die Taliban-Killer widerspenstiger Frauen, die Zerstörer großer Kunst, die „wahren Gläubigen“, die einen amerikanischen Reporter köpften, die jungen Palästinenser, die im Namen des Propheten Mohammeds die Gäste irgendeiner Pizzeria in die Luft jagten.

Dann hielt ich meinen Anfängerkurs in Journalismus: In diesem Land entschuldigen wir uns nicht für unsere Meinungen. Die Redefreiheit ist der Dreh- und Angelpunkt unserer Republik. Alle anderen Freiheiten liegen darin begründet. Den Ersten Verfassungszusatz haben wir schließlich nicht dafür, um langweilige, harmlose Karikaturen zu zeichnen. Den Schutz der Verfassung brauchen wir vielmehr für unser Recht, unpopuläre Meinungen zu äußern. Wo und wie sonst, wenn nicht furchtlos in unseren Zeitungen, sollen wir die großen Fragen unserer Zeit diskutieren? Mit der Knarre auf der Straße? Im Café mit einem umgeschnallten Sprenggürtel?

**M**eine erste Reaktion auf die „Mohammed“-Anfeindungen war lässig: Das hatte ich alles schon mal erlebt. Aber allmählich spürte ich, dass da noch mehr, etwas Dunkleres dahintersteckte. Eine bigotte Ignoranz braute sich da in unserer nachchristlichen Zeit neu zusammen, indem sie sich als „Sensibilität“ verkleidete, sich zur öffentlichen Tugend aufwarf und dabei doch ebenso zerstörerisch auf unsere Bürgerrechte wirkt wie der religiöse Fanatismus. Wir betreten offenbar ein finsternes Techno-Zeitalter, in dem die Maschinen, die für den freien Fluss der Gedanken erfunden wurden, plötzlich einer geistfeindlichen Pöbel-Herrschaft in die Hände gefallen sind.

Vor 26 Jahren zeichnete ich eine Karikatur im *Charlotte Observer* gegen den Fernsehprediger Jim Bakker, der wegen Veruntreuung von Geldern in Verruf gekommen war und deshalb einige Angestellte entlassen musste. Auf der Zeichnung sah man einen Prediger in der Mitte von Leonardo da Vincis „Letztem Abendmahl“, der zu seinen Jüngern sagte: „Ich werde einige von euch gehen lassen müssen!“ Bakkers Assistenten erzählten den Reportern, er sei darüber so erregt gewesen, dass er in seinem Büro auf die Knie gesunken sei und in den goldfarbenen Rauhaarteppich geweint habe. Wieder auf den Beinen ermunterte er seine Zuschauer, sich telefonisch bei der Zeitung zu beschweren und dabei gleich ihr Abonnement zu kündigen. Bakker musste am Ende jedoch selber gehen. Ich zeichnete eine Karikatur mit seinem Nachfolger als Schlange und der Unterschrift: „Jim wurde vertrieben, und jetzt muss ich mich um den Laden kümmern.“

Die Sofort-Reaktionen blieben nicht aus. Einer der wütenden Leser rief mich an und sagte:

„Sie sind ein Werkzeug des Satans.“

„Wie bitte?“

„Sie sind ein Werkzeug des Satans mit dieser Karikatur.“

„Das kann nicht sein“, sagte ich, „ich kann kein Werkzeug des Satans sein. Die Personalabteilung unserer Zeitung überprüft so etwas bei der Einstellung.“

Verwirrtes Schweigen am anderen Ende der Leitung.

„Man tut wirklich alles, um bei diesem Test Werkzeuge des Satans zu entdecken“, erklärte ich, „die Zeitung folgt hier der strengen Richtlinie, niemals ein Werkzeug des Satans einzustellen.“

Klick.

Der Held meines ersten Romans (*The Bridge*) war ein politischer Karikaturist namens Pick Cantrell, der gefeuert wird, nachdem er seinen Herausgeber verprügelt hat, und mit Frau und Kind nach North Carolina zurückkehrt, wo er den Geistern seiner Vergangenheit begegnet, das heißt seiner Großmutter Lucy, der Matriarchin der Familie und dem Quälgeist seiner Kindheit. Zur Erklärung geht das Buch zurück in die dreißiger Jahre, als Lucy während eines Streiks der Textilarbeiter von einem Angehörigen der Nationalgarde mit dem Bayonett aufgespießt wurde. Natürlich gab es darin einige autobiographische Bezüge. Meine Großmutter zum Beispiel. Und auch ich hätte meinen Herausgeber verprügelt, wenn das erlaubt und legal gewesen wäre.

Ich glaube nicht, dass ich hoffte, mit diesem Buch sofort in die „litträische Welt“ aufgenommen zu werden (wie Mark Twain es nannte), aber die Taliban hatte ich auch nicht erwartet.

Ein Nachbar von mir meinte sich in dem Schriftsteller Ruffin Strudwick, einer schwulen Figur meines Buches, wiederzuerkennen. Als die Fahnenabzüge der *Bridge* ankamen, erzählte er unter Tränen jedem, der ihm zuhörte, er sei ganz bösartig darin karikiert worden. Ein Journalist, den ich um die Promotion des Buches gebeten hatte, rief mich ebenfalls in Tränen aufgelöst an, er könne nicht länger mein Agent sein. Dann rief der Pfarrer der Episcopal Church bei meiner Familie an, beschwerte sich über die Figur Strudwick und rief danach auch noch meinen Verleger an. Da schrillten im Verlag natürlich die Alarmglocken, und der Roman wurde auf möglicherweise Schwule beleidigende Stellen überprüft.

Was den „Rat für amerikanisch-islamische Beziehungen“ mit solchen literarischen Fatwas verbindet, ist die Beschwörung einer „Sensibilität“, der Glaube an eine Unternehmenskultur der Konfliktvermeidung. „Nettigkeit“ ist der neue Name der Zensur in diesem Land.

**D**ie Zensoren kommen nicht mehr in Knobelbechern und mit Taschenlampen und bellenden Hunden mitten in der Nacht. Sie kommen am hellichten Tag mit repräsentativen Zielgruppen-Umfragen. Sie kommen nicht als Armee, sondern in kleinen Teams, ausgebildet in durchschlagender Wirksamkeit, sensibilitätsgeprüft. Sie zeichnen sich nicht durch Mut aus, sondern durch Effizienz. Ritterlich

sind sie erst dann zu dir, wenn du vor ihnen mit einer Entschuldigung auf den Knien liegst.

Besonders beunruhigend an der „Mohammed“-Affäre fand ich, dass die Karikatur nur kurz auf der Website des *Tallahassee Democrat* stand, aus der Zeitung selbst aber für immer herausgenommen wurde.

**D**er E-Mail-Protest des „Rates“ bewies ein hochentwickeltes Verständnis der Motive der heutigen Zeitungsherausgeber: schwarze Vierteljahrreszahlen, das Verlangen nach einer reibungslos laufenden Maschine und das Gebot, niemanden zu verletzen. Viele meiner E-Mail-Schreiber schienen mir gebildete, kürzlich angekommene Einwanderer. Auch wenn ihr Englisch manchmal grammatisch wackelte, so waren sie doch äußerst gewandt in der Sprache der Opferrolle. Vermutlich waren viele in ihrem Herkunftsland ebenfalls Opfer bestimmter Umstände, aber der Subtext ihrer Briefe war offenkundig der Wunsch, ihr neues Gastland sollte nun möglichst ihrem Herkunftsland gleichen. Im Namen der Toleranz, im Namen ihres friedliebenden Gottes drohten sie jemandem Gewalt an, den sie anklagten, sie fälschlich der Gewalt angeklagt zu haben.

Aber ein paar Fragen und Antworten fehlten noch. Beispielsweise: Warum machen wir uns Sorgen um die aussterbende Kunst der Karikatur? Ant-

wort: Weil eine Karikatur nicht sagen kann „Andererseits ...“, weil sie die Vernunft und die Logik strapaziert, und weil sie nicht mit simplen Vokabeln zu rechtfertigen ist. Weil sie die Nagelprobe für unsere verfassungsmäßige Redefreiheit ist, und weil sie aus genau diesem Grund erhalten werden muss.

Was würde Doug Marlette fahren? Antwort: Vergessen Sie alle Offroad-Wagen und alle militärischen Fahrzeuge. Es wäre ein geländegängiger Wagen, aber einer, der keine Zulassung braucht. Keine Importware, sondern hier in den USA gebaut. Gebaut aus der Tapferkeit meiner Großmutter vor dem Bajonett des Nationalgardisten im Kampf um wirtschaftliche Gerechtigkeit, aus dem Mut meines Vaters, der als Zwanzigjähriger noch vor Sonnenaufgang die Strände von Salerno und Anzio hinaufwachte. Der Treibstoff meines Wagens wäre der Geist der Freiheit, den unsere Verfassung ebensor hervorbringt, wie sie ihn schützt – entschlossener als jede Fatwa, härter als alle Panzer der Armee und stärker als jede Bunkerknackerbombe.

Was würde Doug Marlette fahren? Die selbstverständliche, unveräußerliche Demokratie, die wir als junge Nation entdeckt und für die Welt getestet haben: die Freiheit, wir selbst zu sein und die Wahrheit auszusprechen, wie wir sie sehen.

(Übersetzung aus dem Amerikanischen: Axel Simon)

